



LAUB GEWIND

JAKOB CHRISTOPH HEER

Laubgewind

Jakob Christoph Heer

Inhalt:

[Jakob Christoph Heer – Biografie und Bibliografie](#)

[Laubgewind](#)

[1](#)
[2](#)
[3](#)
[4](#)
[5](#)
[6](#)
[7](#)
[8](#)
[9](#)
[10](#)
[11](#)
[12](#)
[13](#)
[14](#)
[15](#)
[16](#)
[17](#)
[18](#)
[19](#)
[20](#)

[21](#)
[22](#)
[23](#)
[24](#)
[25](#)
[26](#)
[27](#)
[28](#)
[29](#)
[30](#)
[31](#)
[32](#)
[33](#)
[34](#)
[35](#)
[36](#)
[37](#)
[38](#)
[39](#)
[40](#)
[41](#)
[42](#)
[43](#)
[44](#)
[45](#)
[46](#)
[47](#)
[48](#)
[49](#)
[50](#)

*Laubgewind; J. C. Heer
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland*

ISBN: 9783849655846

*www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de*

*Cover Design: Basierend auf einem Werk von roland zh,
lizenziert unter der Creative Commons-Lizenz
Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Unported. Eingefärbt. Einzelheiten zur Lizenz und
Weiterverwendung unter
<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.de>*

Jakob Christoph Heer - Biografie und Bibliografie

Schriftsteller. geb. 17. Juli 1859 zu Töss im Kanton Zürich, verstorben am 20. August 1925 in Zürich. Besuchte das Seminar in Küßnacht, wirkte seit 1879 als Lehrer und übernahm 1891 die Redaktion des Feuilletons der »Neuen Züricher Zeitung«; 1899 wurde er als Redakteur der »Gartenlaube« nach Stuttgart berufen und lebt jetzt in Ermatingen in der Schweiz. Er veröffentlichte Gedichte: »Blumen aus der Heimat« (Zürich 1893), Reisebilder: »Ferien an der Adria« (Frauens. 1888), »Im Deutschen Reich« (Zürich 1894), »Streifzüge im Engadin« (Frauens. 1898), in dem Sammelwerk »Land und Leute« den Band »Schweiz« (Bielef. 1899, 2. Aufl. 1902), »Freiluft. Bilder

vom Bodensee« (Konst. 1903), »Blaue Tage. Wanderfahrten« (das. 1904) und mit andern das Prachtwerk »Der Vierwaldstätter See und die Urkantone« (Zürich 4898; franz. u. engl., das. 1900), außerdem einen »Führer für Luzern, Vierwaldstätter See und Umgebung« (13. Aufl. 1904). Vor allem aber hat er sich durch seine Romane: »An heiligen Wassern« (Stuttg. 1898, 17. Aufl. 1904), »Der König der Bernina« (das. 1900, 19. Aufl. 1904) u. »Felix Notvest« (das. 1901, 8 Aufl. 1903) sowie durch die Erzählungen »Der Spruch der Fee« (Leipz. 1901) und »Joggeli« (Stuttg. 1902) einen geachteten Namen gemacht. Er besitzt eine hervorragende Gabe zur Naturschilderung und hat in den beiden ersten Romanen den Reiz des Hochgebirges seiner Heimat, in »Felix Notvest« den der ebenen Schweizerlandschaft mit großer Anschaulichkeit und seiner Stimmungsmalerei zur Darstellung gebracht. Heer verstarb am 20. August 1925 in Zürich.

Laubgewind

Uns aber laßt zechen – und krönen,
Mit Laubgewind
Die Stirnen, die noch dem Schönen
Ergeben sind!
Heinrich Leuthold

1

Es war um die Mittagszeit. Der Herbststurm strich durch München. Die breite, schöne Ludwigstraße lag in greller

Sonne. Die Menschen eilten und hasteten wie jeden Tag um diese Stunde.

Auch sie eilte und hastete.

Nein, auf dem Odeonsplatz, am Eingang der Straße stand sie vor einer Kunsthandlung mit großen Auslagen still. Seit sie in München weilte, war es ihr zur Gewohnheit geworden, auf dem Weg zum Mittagsbrot einen kürzeren oder längeren Blick auf die wechselnden Schätze des Kunstladens zu werfen. Der Sturm drängte sie fast mit Gewalt zum Weitergehen, sie aber stand. Das wilde Spiel des Windes tat ihr nach den langen Vormittagsstunden im schlecht gelüfteten, überheizten Atelier wohl. Sie freute sich, daß es stürmte. Nur jetzt nicht die Ruhe!

Sie griff mit der Hand unwillkürlich in die Tasche ihres eisgrauen, wollenen Mantels. Der Brief aus der Heimat quälte sie, der Brief des alten Lehrers, der ihr kleines Vermögen verwaltete.

Um ihren Mund zuckte es von bitterem Ernst.

Was der alte, ihr wohlgesinnte Mann daheim im Dorf für ein gutes Gedächtnis besaß! Ja, gerade heute jährte es sich zum drittenmal, daß sie als Kunstschülerin nach München gekommen war. Grenzenlos schüchtern und fremd hatte sie damals die Stadt betreten, unter dem Trauerkleid aber, das sie zum Gedächtnis ihres kurz vorher verstorbenen Vaters trug, hatte ihr das neunzehnjährige Herz gesungen und geklungen von Liedern der Lebenserwartung. Da war sie zum erstenmal vor diesen Fenstern, vor diesen Auslagen mit heimlich jubelnder Seele gestanden. Von den Künstlern, die da drin ihre Zeichnungen, Aquarelle, Ölgemälde und kleine Bildhauerwerke ausgestellt hatten, waren gewiß manche ebenso fremd und ärmer als sie nach München

gekommen. Nun glänzten ihre Bilder und Namen. Also gab es einen Weg zur Kunst, zur heiligen Kunst! Auch sie würde ihn finden, sie in ihrer treuen und eifrigen Hingabe, in ihrer glühenden Begeisterung für die Malerei. Sie besaß ja das schöne, vom Vater ererbte Talent, und auf ihren Plänen ruhte der Glaube, der Segen des zu früh Geschiedenen.

In München gab es so manchen hervorragenden Lehrer. Einem von ihnen, der eine Privatmalschule für junge Damen führte, war sie empfohlen. Zwei Jahre leidenschaftlich ernsten Studiums bei ihm – dann ständen ihre Skizzen und Bilder wie die anderer junger Künstler in den Auslagen, bescheiden erst und zu geringem Preis, aber doch mit ihrem Namen: Hilde Rebstein. Anfangs nur leise und obenhin, später mit Wohlwollen und Achtung sprächen die Bilderliebhaber und Kunstfreunde von dem jungen Talent. Und aus der großen Stadt klänge ihr Name bis in die ferne, liebe Schweizerheimat, bis nach St. Agathen, dem Ort ihrer Kindheit. Und die sie dort hatten aufwachsen sehen, sprächen: ›Ja, Hilde Rebstein, unsere hoffnungsvolle Künstlerin in München!‹ – Und der Glaube ihres künstlerisch veranlagten Vaters wäre gerechtfertigt!

Das war ihr Traum, ihr Ehrgeiz bei ihrer Ankunft in München gewesen. Heute vor drei Jahren! –

Hilde spann den Faden ihrer Erinnerungen nicht weiter. Die Gegenwart, die Lebenswirklichkeit stach zu scharf und weh von den jugendlichen Einbildungen ab, die sie damals in ihre Kunstschülerschaft geleitet hatten. Nicht zwei, nein, schon drei Jahre war sie jetzt eine von den vielen hundert unbekannten und namenlosen Malschülerinnen der Stadt, die Morgen um Morgen auf eine Offenbarung hoffend in ihre Klassen eilen und Abend um Abend enttäuscht und müder hinauf in ihre Mietzimmer steigen. Nie hatte sie eine Skizze, nie ein Bild in den Schaufenstern einer

Kunsthandlung oder sonst auf einer kleinen Ausstellung gehabt. Sie hatte selbst den Versuch dazu nie gewagt und war durch die Erfahrungen der drei Jahre zu kleinmütig und zaghaft geworden, als daß sie sich nur mehr getraut hätte, daran zu denken. Der fromme Glaube an ihre künstlerische Berufung war in ihr vollkommen erschüttert.

Was sie schuf, war gewiß nicht talentlos, das hatte noch kein Lehrer und keine ihrer Mitschülerinnen behauptet, aber es war bei manchen Zeichen künstlerischer Ausdrucksfähigkeit doch unreif. Das gab sie selber zu. In ihrem Wesen lagen eigenartige Hemmungen des Talenten, die zu überwinden sie sich qualvoll mühte, und das schmerzliche Schwanken zwischen Können und Nichtkönnen hatte sie und ihren derzeitigen Lehrer, Professor Waldhier, in eine stille Spannung gebracht. Er, der sie vor einem Jahr mit hoffnungsvoller Freude aufgenommen hatte, setzte jetzt sogar Zweifel in ihren guten Willen.

Was ist es Seltsames und unheimlich Geheimnisvolles um die Kunst! Wie ein Lied voll heiliger Sehnsucht kommt der Schaffensdrang der hohen Stunde über die Seele. In wunderbarem Klarlicht lockt uns eine frühlinghafte Gestalt wie Liebe, verheißende Liebe. Aus einem Überschuß innerer Kraft erheben wir die Seele und die Hände zu dem göttlichen Gebilde. Es ist unser! – Nein, wie durch ein höllisches Wunder zerfließt die schöne Gestalt in dem Augenblick, da wir sie fassen wollen. Unsere Arme erzittern, erschlaffen und sinken, und die Hände können nicht wiedergeben, was das innere Auge in Offenbarungswonnen sah. Nur ein Wechselbalg jener Gestalt, die unsere Phantasie mit seligen Schönheitsempfindungen erfüllte, liegt das Werk vor uns, eine Mißgeburt, die lebt und doch nicht lebt und unsere

Seele laut aufweinen läßt, bis wir die Arbeit in vernichtender Enttäuschung von uns stoßen. –

Das ist das brennende Weh der Kunst: den gewaltigen Schaffens- und Gestaltungsdrang in sich spüren und doch nicht schaffen und gestalten können, wonach die Seele schreit.

Zu traurig! Daran mag jetzt Hilde nicht denken. Ihre Blicke hängen an einem Porträt: der junge Goethe! Es ist ein schöner und billiger Abdruck des Bildes von Kraus. Und sie liebt Goethe, vor allem den jungen Goethe! Ein Seufzer – nein, sie kann jetzt die Radierung nicht kaufen. Sie wird wohl zu Weihnachten noch zu haben sein. Zu Weihnachten! Vielleicht muß sie auch dann auf das Bild verzichten. Hardmeyer, der alte Lehrer in der Heimat, der ehemalige Freund ihres Vaters, schreibt ihr, daß er ihr von jetzt an nur noch fünfundsiebzig Franken im Monat zuwenden könne. Auch ohne Notenausgaben würde leider ihr kleines Kapital zu Ostern völlig aufgezehrt und sie in der zwingenden Lage sein, möglichst rasch auf eigenen Verdienst zu denken.

Oh, das sah sie klar, in dieser Lage war sie jetzt schon. Dreißig Mark das Klassengeld, zwanzig Mark das Zimmer – mit zehn Mark Pension und Kleider bestreiten? Unmöglich! Das war eine einfache Rechnung.

Sie trennte sich tief nachdenklich von dem Kunstladen. Doch nein, jetzt wollte sie nicht nachdenklich erscheinen. Bekannte, die ihr etwa begegneten, sollten ihr den Kummer nicht vom Gesichte lesen können.

Die weiße Wollmütze auf dem reichen dunkelblonden Haar, Hals und Brustansatz den Winden frei, die Hände etwas burschikos in den Mantel gesteckt, kämpfte sie tapfer und elastisch gegen den vom Siegestor herfegenden Sturm.

Scharen von Studenten traten, ihre Bücher und Hefte unter dem Arm, aus den Lehrgebäuden an der Ludwigstraße. Sie begegnete manchem indiskreten Blick, denn der Sturm, der ihr Mantel und Kleid fast vom Leibe riß, ließ ihre schlankkräftigen Glieder mehr als sonst aus der Gewandung hervortreten.

Damals vor drei Jahren, als sie aus der Heimat nach München gekommen war und sich erst an das Stadtleben gewöhnen mußte, hatte sie über neugierige Blicke noch erröten und sich kränken können, in einer großen Stadt aber verlernt man das bald und lernt dafür das Übersehen und Überhören – sie fühlte sich als die selbständig vor das Leben gestellte junge Dame, die ihren Schutz gegen Zumutungen und Anmaßungen in sich selber trägt.

Ob sie Kuno Glür unter den Studenten entdeckte? Nicht, daß ihr stark daran gelegen wäre. Im Grunde war ihr die Erscheinung des Fabrikantensohnes aus der Heimat, eines schon älteren Hochschülers, der die Kollegien nur unregelmäßig besuchte, nicht besonders angenehm, aber die Herkunft aus dem nämlichen Dorf bildete doch ein gewisses Band zwischen ihnen. Sich von Zeit zu Zeit zu begegnen, war schon deshalb hübsch, weil man ein paar Worte gegenseitiger Erkundigung im altlieben Heimatdeutsch miteinander wechseln konnte. Und das Heimatdeutsch klang hier in der Ferne so – so traulich und lieb! Selbst von Kuno Glürs aufgeworfenen Lippen.

Er war nicht unter den Studenten. Richtig, er hatte ihr ja schon vor Wochen erzählt, daß er Ende Oktober daheim in St. Agathen den Hochzeitsfeierlichkeiten seiner Schwester Lili beiwohnen werde. Dort mochte er jetzt sein, der Glückliche! Wann sieht wohl sie wieder einmal die Heimat – und Adolf, ihren lieben Bruder?

Früher hatte sie mehrere Bekannte unter den Studierenden der Universität besessen, mit Ausnahme Kuno Glürs aber hatten sie München wohl mit anderen Städten vertauscht, und sie – sie machte auch nicht mehr die Besuche in den Familien, in denen sie die jungen Leute kennenlernte. So einsam wie jetzt hatte sie in München noch nie gelebt. Kein Freund, keine Freundin! Das lag an ihr selbst. Ja, wenn sie nur ein wenig auf einen künstlerischen Erfolg hätte blicken können, wie sie ihn sich vor drei Jahren erträumt hatte! Da brächte auch sie den Menschen ein offenes, lachendes Wesen entgegen, Mißerfolg und Enttäuschung aber lassen die Seele verstummen. Sie trennen von den Menschen. Nur nicht sonniges Wohlergehen in der Gesellschaft heucheln, wenn das Herz aufschreien möchte vor innerer Qual!

Eine Freundin, mit der sie sich aus voller Seele aussprechen konnte, hatte sie zu Anfang ihrer Studien besessen, aber die war im Frühling darauf zu einem Osterbesuch in ihre rheinische Heimat gefahren und hatte dann geschrieben: "Johanna geht – und nimmer kehrt sie wieder. Ich bin verlobt, lasse mich von meinem Schatz gern über die Torheit meiner Kunststudien auslachen und weiß, daß mir am eigenen Herd mehr Poesie erblüht als vor der Staffelei." – Eine einfache Lösung der Kunstfrage!

Seit die Rheinländerin gegangen war, hatte Hilde keine Freundin mehr. Bei dem fortwährenden Wechsel der Schülerinnen in den Ateliers lohnte es sich auch nicht, unter ihnen eine zu suchen. Gott wußte, woher die einen der Kolleginnen kamen, wohin die anderen verschwanden.

–

Sie war im Kampf gegen den Sturm, der seine Richtung jeden Augenblick änderte, an das Siegestor gelangt, und wieder schüttelte sie die Bitternis, die sie überschleichen wollte, kräftig von sich ab.

Selbst ein kleines Aufleuchten ging über ihre Züge.

Aus der Straße von links her kamen die beiden "unbekannten Bekannten". So nannte sie bei sich selber ein Paar junger Männer, wohl gereifere Studierende des Polytechnikums, die täglich, wenn sie nach Schwabing zum Mittagsbrot ging, in die Straße einschwenkten, mit ihr ein Stück gemeinsamen Weges hatten und dann rechts hin in eine große Pension abbogen. Die beiden gegen die Dreißig Gehenden waren wohl sehr gute Freunde. Nie sah sie den einen ohne den anderen, den hochgewachsenen Blonden ohne den ziemlich untersetzten Dunkeln. Aus den Gesprächen und der Lautgebung der beiden hatte sie gemerkt, daß der Blonde ein Norddeutscher, der Dunkelbärtige ein Süddeutscher, ein Schwabe, war. Und ihre Bekanntschaft mit dem Paar? Nun, vor einigen Wochen hatte sie, ein Dutzend Schritte hinter ihnen gehend, gesehen, wie der Dunkle in eifriger Unterhaltung mit dem Blonden einen wertvollen Stift versehentlich statt in die Tasche zu Boden gleiten ließ, und sie hatte als zufällige Zeugin die einfache Pflicht erfüllt, den auf dem Weg liegenden Stift seinem Besitzer zurückzugeben. Ein höflicher Dank seinerseits, und seither grüßten die beiden jedesmal, wenn man sich bald einige Schritte früher, bald einige Schritte später auf dem kurzen gemeinsamen Wege hinter dem Siegestor begegnete. Und Hilde war jetzt an den stummen, achtungsvollen Gruß des Freundespaares so gewöhnt, daß ihr etwas fehlte, wenn sie einmal nicht zur gleichen Zeit zum Mittagsbrot gingen.

In rascher Gangart überholte die die plaudernden Männer. Die Polytechniker grüßten wie stets mit höflichem Blick und Hutlüften, doch schweigend. Sie nickte, und ein fast unmerkbares Erröten und Lächeln ging über ihr Antlitz.

Schon war sie ein kleines Wegstück an ihnen vorbei. Da trug ihr der Sturm die Stimme des Dunkeln zu.

"Du hast recht, Siegfried", versetzte er in seinem schwäbischen Stimmklang, "sie ist ein feiner und gediegener Kerl", und legte dabei die Betonung auf das "ist".

Hilde schoß das Blut in die Wangen. Kein Zweifel, die Bemerkung "ein feiner und gediegener Kerl" ging auf sie! Länger dauerte ihre Überlegung, ob der Schwabe das Wort absichtlich in ihrer Hörweite gesprochen habe. Doch nein, sie hatte keinen Grund, eine gewollte und dadurch verletzende Artigkeit zu vermuten. Gegen diesen Verdacht sprach schon die Beziehung auf eine frühere Unterhaltung, und vollkommen ausgeschlossen war er durch die Wesensart der jungen Männer. Ein schöner Lebensernst und etwas bewußt Ehrenfestes, das die gute Form nicht absichtlich verletzte, lag in der Erscheinung beider ausgeprägt. Daß sie das Wort hatte erlauschen können, lag einzig an dem wehenden Wind, und sie durfte sich also an dem Erlebnis rein erfreuen.

Jäh erwachendes Glücksgefühl trieb sie zu größerer Eile. Es hatte doch wieder einmal jemand, der ihr schätzenswert erschien, etwas Anerkennendes und Liebes von ihr gesagt, und sie spürte erst jetzt, wie lange und wie stark sie nach einem freundlichen und guten Wort von einem ihr wohlwollenden Menschen gelehzt und gedürstet hatte. Zugleich gestand sie sich aber, daß der "feine und gediegene Kerl" doch nur der Ausdruck eines platonischen Wohlgefallens und eigentlich eine recht billige Entdeckung der beiden Polytechniker sei.

Sie wußte selber, daß sie gut aussah. Wohl ahnte oder erriet jedermann in ihr die werdende Künstlerin, aber sie

war keines jener Münchner Malweiber, die in der Vernachlässigung von Haar und Kleid das erste Kennzeichen der Künstlerschaft erblicken. Sie verabscheute die vielen zigeunerhaft einherschweifenden Kolleginnen, hielt Gesundheit, Kraft und eine untadelige äußere Erscheinung für ebenso pflegenswerte Gottesgaben wie das künstlerische Talent. Stets war sie darauf bedacht, die Schädigungen, die ihrer Jugendblüte durch die Stickluft des Ateliers drohten, mit Leibesübungen und jenen einsamen, weiten Spaziergängen auszugleichen, zu denen sie die Lust von ihrem Vater überkommen hatte. An Leib und Seele frisch – das war ihre Freude, und was verschlug's, wenn die einen sie wegen ihrer leicht gebräunten Gesichtsfarbe für eine Italienerin statt für eine Deutschschweizerin nahmen und andere sie auf vierundzwanzig schätzten, zwei Jahre älter, als sie wirklich war. Die hellbraunen Augen schauten ihr ja doch groß und leuchtend aus dem ovalen Gesicht, und sowohl der täuschende Eindruck, daß sie Italienerin sei, wie das Überschätzen ihres Alters bezeugten doch nur, daß das kämpfende Werben um die Kunst und die Selbständigkeit der Lebensführung ihr die Züge schon mit geistiger Kraft geprägt hatten.

"Ein feiner und gediegener Kerl!" Ja, das war sie nach der hochgewölbten Stirn, der wohlgeschnittenen, leicht im Bogen verlaufenden Nase, dem kräftigen Mund, aus dem zuweilen die starken Zähne blitzten, und ihrem ebenmäßigen Gliederbau – und fein und gediegen wollte sie bleiben, selbst wenn einmal die mädchenhafte Blüte, der Schmelz der Jugend, die ihr jetzt noch eigen, der reifen Rassigkeit des Weibes wichen – fein und gediegen, das gehörte als unveräußerliches Wesenstück zu dem Menschenkind, das Hilde Rebstein hieß!

Törichte Hilde, schalt sie sich. Weiß Gott, du hast Ernsteres zu denken! Der Brief des alten Lehrers – sechzig Mark im Monat! Sie wies die Anwandlungen der Selbstgefälligkeit und des weiblichen Stolzes weit von sich und ließ sich dafür von einem mächtigen Drang erfüllen, klar in die kommenden Zeiten zu sehen. Wie, wenn sie diesen Nachmittag nicht in das muffige Atelier ging! Mit dem abstoßenden alten Blumenweib, das der Klasse als Modell diente, wußte sie doch nichts Gedeihliches anzufangen. Wenn sie in leuchtender Sonne, im wehenden Sturm in die Spätherbstnatur hinauswanderte und im stillen, schönen Isartal überlegte, was werden solle?

Sie schwenkte aus der Leopoldstraße in eine Nebenstraße Schwabings. Das kleine Erlebnis mit den beiden "unbekannten Bekannten" und der Gedanke an den einsamen nachmittäglichen Ausflug bewegten sie freudig. Mit einem heiteren "Grüßgott" und dem Ausruf: "Kinder, hab' ich heut einen Hunger!" betrat sie die einfache Pension der Mutter Illing.

"Ah, Fräulein Rebstein hat heute eine glückliche Korrektur gehabt", lachte ein junger Mann, ein armer Buckliger, der aber für einen großen künftigen Musiker galt. Die gesamte, etwa dutzendköpfige Tischgesellschaft, meist sehr einfache Studenten, Kunstschüler und Schülerinnen, schaute fragend und teilnehmend nach Hilde auf.

"Korrektur?" erwiderte sie. "Die Korrektur kommt erst morgen. Ich habe aber eine Idee. Kopf und Seele will ich mir diesen Nachmittag in Gottes freier Natur lüften."

Die anderen Pensionäre schienen leise enttäuscht, Hilde aber lächelte glückträumend vor sich hin. –

Jugend! So wenig braucht es, daß sie aus Sorge und Leid
das Haupt wieder hoffend erhebt!

2

Wie ist das Isartal mit dem Spiel seiner lebendigen Wasser
und dem Rauschen der hohen Bäume so schön! Auch im
Strahl der Spätherbstsonne, die nicht mehr wärmt, nur
noch leuchtet. Hilde hatte die letzten und allerletzten
Häuser der Stadt hinter sich. Sie atmete hoch auf und
schritt kräftig durch das falbe, raschelnde Laub auf den
Wegen. Der Spaziergänger waren an dem kühlen
Nachmittag nicht viel. Nur noch jene drei alten Herren
überholen, Invalide des Lebens, die schwer an Stöcken
gingen. Und dort das Liebespaar, ein Bursche und ein
Mädchen aus dem Volk. Dann war sie im sonnigen Frieden
der schmerzlos absterbenden Natur mit sich allein. Ein
guter Einfall, mit den Fragen, die eine klare Antwort
verlangten, hinaus in die Strom- und Baumstille, in den
lautlosen Blätterfall des Spätherbstes zu flüchten!

Sie schritt auf den Steg zu, der das breite Bett der Isar
überbrückt. Zwischen hellschimmernden Kiesbänken
strömten die Wasser und ruhten in kristallener Klarheit in
dem großen Wehrbecken unterhalb des Steges. Sie hielt
den Schritt an; die Hände auf das Geländer stützend,
blickte sie in die Sonnenstille der Wasser, in die
lichtdurchspielten Gründe. Ein brauner, barhafter
Bursche saß auf dem Wehr, ließ die Füße aus
zerschlissenen Hosen baumeln und angelte mit Rute und
Schnur in sorgloser Tagdieberei.

Ein hübscher Vorwurf zu einem Bild, dachte Hilde. Doch
nein, nur kein abgebrauchtes Klischee von Genrebild. Wenn
sie wirklich einmal eine Malerin von bedeutendem Können

würde, schüfe sie lieber ernste Gemälde großen Stils, welche die Herzen der Menschen bewegten und ergriffen. In diesem klarsonnigen Wasser vielleicht eine treibende Mädchenleiche, so wie es vor einigen Tagen in der Zeitung zu lesen stand: auf dunkler, schwimmender Haarflut ein vom Lichte getroffener, zurückgebogener Arm, und im Halblight der Wasser das herbschöne Gesicht einer jungen Magd. Wie war doch der Bericht? Verführt, vom Verführer verlassen, von den Eltern in der bauerlichen Heimat verstoßen. Die Fluten der Isar aber nahmen die Umherirrende barmherzig auf.

Hilde stand und starrte in das Wasser. Was gewann das Bild der Ertrunkenen so beängstigend Gestalt, wie wenn es etwas Selbsterlebtes oder doch Selbstgesehenes wäre! Wozu es sich so scharf ausdenken? Nein, das war doch auch kein Vorwurf für ein Gemälde. Sie gab sich einen Ruck und ging ihres Weges. Das Spiel ihrer lebhaften Phantasie war aber quälerisch erwacht, und sie brachte den Gedanken an die schwimmende Tote nicht so leicht von sich. Verführt! Seltsam. Auch durch ihren jungen Leib wallte das Blut heiß und schicksalsdurstig, und in ihrer Seele stieg das Liebebedürfen manchmal sehnsüchtig empor. Auf's Geratewohl aber in ein Abenteuer gehen? Das kam ihr nicht vor, davor schützte sie die gute Erziehung, die sie im Elternhaus genossen hatte, und ihr natürlicher Lebensernst, vor allem die Erinnerung an ihren Vater, dessen Bild stets geheimnisvoll und lebendig aus den Fernen der Heimat herüberschwebte, wenn sie vor irgendeiner Schicksalsentscheidung stand. – Der Vater – die Heimat!

Sie schritt den Fußweg zur Uferhöhe des Flusses empor. Wie ragte der Wald in der hellen, kalten Sonne so still, der ursprüngliche, kulturlose Wald von Fichten und Föhren, und die Birken standen mit den schimmernden

Silberstämmen im letzten Blätterglanz wie flammende Kerzen, die dem Jahr zu Ende leuchten. Leises Singen und Rauschen. Die Wellen des Stromes und der Wind in den Waldwipfeln. Hilde spürte es kaum, wie das geheimnisvolle Summen und Brausen ihr die Flügel der Seele spannte und ihre Gedanken sanft und traumhaft in die Gefilde der Kindheit entführte.

Oh, es war eine schöne Heimat, das Schweizerdorf St. Agathen, und nur in herzbrechender Sehnsucht konnte sie daran zurückdenken. Wozu es leugnen? Sie hatte in München oft Heimweh. Am Abend namentlich, wenn sie müd, ach, so müd und hoffnungslos aus dem Atelier hinauf in ihr Dachzimmer stieg. Dann erfüllten sie ihre Einsamkeit und die Erinnerung an die Jugendtage mit einer kranken Traurigkeit. Sie erschien sich dann wie der Baum am Hang, um dessen Wurzeln das gute Erdreich wegrieselt, der dorren und stürzen muß. Und doch hatte auch sie einst ein glückliches Elternhaus besessen!

Aus den Waldbergen hervor rauschten die Wasser der Aa in das freundliche Industriedorf St. Agathen, zwar nicht so mächtig wie die Isar, aber ebenso quellenrein. Wo der Fluß aus der Waldschlucht ins offene Gelände trat, standen die rußüberstäubten mechanischen Werkstätten der Firma Glür u. Comp., höher am Ufer am samtnen Wiesenrain sonnte sich das Dorf, das seinen Namen nach einem ehemaligen Wallfahrtskirchlein der heiligen Agatha trug. Der Ort war ein durch freundliche Gärten unterbrochenes Gemenge von alten braunen Holzhäusern und hellen neuen Bauten. An seinem oberen Rand erhob sich auf freiem Vorsprung, von Linden umschirmt und von Efeu umrankt, die uralte Kirche.

Da, bei Kirche und Linden, stand im Gehege eines Gartens ihr schmuckes Jugendhaus. Von Reben und Obstspalieren

umzogen, jedem Sonnenstrahle offen, schaute es nach dem im Süden ragenden Silberkranz der Schneeberge, die am Abend rosig erglühten. Schon als Kind kannte sie die leuchtenden Gipfel alle mit Namen. Der Vater war ein so begeisterter Freund der Berge wie der Natur insgesamt, daß er diese Kenntnis von ihr wie etwas Selbstverständliches forderte. Nur noch eines liebte er gleich stark wie die Berge – die Kunst! Unmöglich, sich ihn vorzustellen ohne den Stift, ohne ein Blatt, auf dem eine Skizze entstand.

Der Vater war seinem Berufe nach Maschinenzeichner und technischer Konstrukteur, ein angesehener Beamter der Firma Glür u. Comp., und hatte als erfinderischer Kopf manches zum Aufschwung des blühenden Geschäftes beigetragen. Neben seinem Beruf aber war er eine Künstlernatur und ein vollkommener Idealist. Gewiß hätte er die Fähigkeit besessen, fröhlich mit den Fröhlichen zu sein, doch ein zarter Körperbau und eine empfindliche Leibesveranlagung schieden ihn fast vollständig von den geselligen Freuden aus. Deswegen galt er im Dorf als ein lebenswürdiger Sonderling. Was kümmerte er sich darum? Der Berufsarbeit widmete er sich mit unendlicher Pflichttreue, in seinen freien Stunden und Tagen aber erhob er die Gedanken über die Zeichenbretter und die Kontorarbeit, stieg er über das Dorf in den Wald und in die Felsen. Oder er wanderte in die Schluchten der Aa bis zu der von Buchen und Ahorn umschirmten Idylle des Bergsees. Da zeichnete oder malte er. Die höchste Wonne bereiteten ihm die nur karg zubemessenen Ferientage, an denen er sich in das Hochgebirge wenden konnte. Dem Bergwald besonders lauschte er mit einer bis zur wirklichen Künstlerschaft gesteigerten Empfindung das Schönheitsgeheimnis der Lichter und Schatten, die zartbeseelte Stimmung ab.

Nur in tiefer Rührung konnte Hilde an ihren Vater zurückdenken, an den Künstler mit schwächlichem Körper, aber mit starkem Geist. Sie sah es noch, das verklärte Leuchten in dem blassen Gesicht und in den vom scharfen Sehen hervorgedrückten Augen, wenn er glaubte, die Seele einer Landschaft auf seinem Blatt voll eingefangen zu haben.

Auf seinen Künstlergängen war sie seine stete Begleiterin, und der in seine Studien versenkte Mann zeichnete nie besser, als wenn sein Kind neben ihm spielte. Spielend begann es mit ihm zu zeichnen, und allmählich wob die gemeinsame Kunstübung ein wundersames Band des Verständnisses um Vater und Kind. Sie wußte, daß sie eine Lücke in seinem inneren Leben ausfüllte, ihm geistig näherstand als sogar die schöne und stolze Mutter, welche die gesellschaftliche Unterhaltung der stillen Kunst ihres Gatten vorzog. Ihr, der Tochter, blieb keine seiner künstlerischen Regungen verborgen, selbst nicht sein heimlicher Künstlerschmerz. Der Schmerz war, daß ihm nichts Figürliches voll gelingen wollte, während es ihn doch stets wie mit magnetischer Kraft von seinen schönen Naturstudien hinweg zur Menschendarstellung riß. Wie oft saß sie ihm Modell, wie oft ihr kleiner Bruder Adolf! Doch auf einer gewissen Vollendungsstufe des Bildes versagte ihm der Stift.

Dann kam ein seltsamer Tiefsinn über den Vater, in den dunkelsten Stunden künstlerischer Anfechtung klagte er sogar über ein verfehltes Leben, und er versöhnte sich nie völlig mit den Schranken seines Schaffens, obgleich seine Landschaften, Baum- und Waldstudien von Kennern immer mehr geschätzt und gekauft und von namhaften illustrierten Zeitschriften zur Wiedergabe erworben wurden und der materielle Zuschuß aus seiner Kunst die Verhältnisse der Familie merkbar behaglicher gestaltete.

"Alles kann man nicht aus sich selber lernen", so machte er etwa seinen verhaltenen Gedanken Luft, "wenn aber mein Jugendwunsch in Erfüllung gegangen, wenn mir ein einziges Jahr Studien in München vergönnt gewesen wären, dann, Hilde, hättest du auch die figürlichen Bilder deines Vaters sehen sollen! In mir steckt wohl noch manches an Talent, das durch die Ungunst der äußeren Umstände nie an die Sonne dringen konnte."

Auf der Hochzeitsreise hatten die Eltern etliche Tage in München verbracht, und wie viele Jahre auch seit jenem einzigen Besuch vergangen waren, erzählte der Vater von der Stadt doch so frisch, wie wenn er eben von der Reise käme. Und sie, die sich in kindlicher Anteilnahme oft von seinem stillen Lebensleid schmerzen ließ, horchte und spürte aus dem herzlichen Feuer seiner Schilderungen, wie er jene Tage mit einem erhöhten Rhythmus der Seele durchkostet hatte, ja wie sie wohl die schönsten seines Lebens gewesen waren. Und jetzt noch klang in ihren Erinnerungen seine schwärmerische Verehrung für München.

"Hilde, hoffentlich ist dir auch einmal beschieden, München zu sehen", ereiferte er sich. "Da begegnest du überall Werken großer Kunst, ragenden Kirchen, Toren und Türmen. Auf schönen Plätzen, in grünen Gärten, am quellenden Brunnen winken die Erz- und Marmorbilder. Wenn du aber erst die Sammlungen betrittst! Herb gegliedert stehen die geflügelten oder vogelköpfigen Menschengestalten der Assyrer und Ägypter und erzählen dir vom suchenden Anfang der Kunst. Die weißmarmornen Götterleiber der griechischen Bildnerei erheben sich in schlanker Schönheit und in einer Vollendung, wie sie später nicht mehr erlebt worden ist. Fast mehr noch überwältigt dich die Gemäldekunst aller Völker und Zeiten. Jedes Volk,

jede Zeit und jeder Künstler sprechen zu dir mit der ihnen besonders eigenen geheimnisvollen Schönheitssprache, hier die frühmittelalterlichen Künstler, die noch tastend nm ihre Ausdrucksmittel rangen, dort die Schöpfer der Madonnen, in denen der Mutterliebe ewig gültige Denkmäler erstanden sind. Jahrhunderte grüßen dich in der hinreißenden Beredsamkeit ihrer Schöpfungen, und du bist gebannt, entzückt und bedrückt von dem, was sie dir in heiliger Schönheit sagen. Ja, auch bedrückt! An dein eigenes kleines Talent getraust du dich gar nicht mehr zu denken. Nenn du dann aber aus dem Glanz der stillen Museen in die lebensvollen Straßen und vor die reichen Kunstläden trittst, die vielen Ateliers bemerkst, in denen Künstler der Gegenwart ihre Gemälde oder Statuen formen und gestalten, da fühlst du, wie die Kunst auch noch in unseren Tagen eine Welt der Lebendigen ist und in Werken, die unserer Zeit angemessen sind, wie ein Frühling blüht. Heiß wallt dir das Herzblut auf, dich versuchen und mitkämpfen möchtest du, eine selige Ahnung kommt über dich, auf dem geweihten Boden von München werde dir etwas wachsen, wofür in der übrigen Welt zu wenig Scholle und Luft ist: das Herrlichste im Leben – selbsttätige Kunst! Ja, Hilde, mir war in München wundersam zumut." –

So der Vater leuchtenden Auges.

Die Mutter, die für den feinsinnigen Mann etwas zu derb dachte, goß Wasser in den Wein seiner Begeisterung.

"Mir aber war weniger wundersam ums Herz", scherzte sie. "Ein Ehemann, der sein junges Weib irgendwo stehen läßt und den langweiligen Museen nachläuft – ich danke für das Vergnügen! Sehenswert habe ich in München doch nur eine Vorstellung im Hoftheater, das Leben und Treiben im Hofbräuhaus, die Statue der Bavaria an der Theresienwiese

und die Schwäne auf den Parkteichen von Nymphenburg gefunden. Dazu die königlichen Equipagen."

In der Verschiedenheit, wie die Eltern von den Eindrücken ihres Münchner Aufenthaltes sprachen, lag die gegensätzliche Denkungsweise zwischen Vater und Mutter offen.

Sie, das Kind aber, dem die Worte des Vaters oft um den Kopf gerauscht, erging sich nach seinen Schilderungen in merkwürdigen, phantastischen Vorstellungen von München. Nur in der märchenhaften Stadt weilen – und aus den Lüften hernieder stieg wie von selber der Geist der Kunst in die Seele und erfüllte sie mit Lust und mit wonnigem Erkennen!

Nun war sie schon siebzehnjährig geworden. Da überraschte sie den Vater zu seinem einundvierzigsten Geburtstage mit einer Porträtskizze ihres Bruders Adolf, des armen Burschen, der sich gegen all sein lebendiges Wesen immer wieder in die Ruhe des Modells bequemen mußte.

Sie hatte selber das Gefühl, daß ihr die Arbeit vortrefflich gelungen sei. Als aber der Vater das Bild sah, glänzten seine warmen, klugen Augen auf. "Hilde, wenn du ein Junge wärest", rief er lebhaft und mit einem unvergeßlich schönen und lieben Lächeln, "ich schickte dich nach München auf die Malschule. Die von St. Agathen sollten sehen, was für ein Künstler aus ihrem Nest hervorginge!"

Da schlug eine jähe Flamme des Ehrgeizes in ihrer jungen Brust empor.

"Warum sollte ich nicht ebensogut Malerin werden können, Vater?" fragte sie mit zitternder Stimme und brennenden

Wangen.

Die Augen des Vaters ruhten mit innigem Wohlgefallen auf ihr, wieder spielte das seelenvolle Lächeln um seinen Mund, und aus seiner Antwort spürte sie den starken Widerhall, den ihre Frage in seinem Gemüt fand. Er begann ihr von Angelika Kauffmann, einer Tochter eines einfachen Malers aus dem Bregenzer Wald, zu erzählen, die in Italien, befreundet mit den führenden Geistern ihrer Zeit, die höchsten Staffeln der Kunst erklommen habe. Überzeugend belege es diese Künstlerin, daß die Berufung zur Malerei, ja sogar zur Kunst großen Stils, kein ausschließliches Vorrecht des männlichen Geistes sei. – Die Augen des Vaters maßen ihre innerste Seele in einer großen, unausgesprochenen Frage, forschend und vertrauend.

Ein weihevoller Augenblick, aus dem ihr blendend helle Leitsterne für ihr künftiges Leben aufleuchteten. Sie behielt die Stunde im Herzen, lange aber sprachen weder der Vater noch sie wieder von München und künstlerischen Plänen.

Ungefähr ein Jahr später begann der von jeher schwächliche Mann erst an den Augen, dann an einen Brustübel zu kränkeln. Als er von einem längeren Sommeraufenthalt im Gebirge Anfang Herbst, ohne Linderung gefunden zu haben, wieder nach St. Agathen heimkehrte, ließ das schleichende Fieber seinen baldigen Tod ahnen. In all der Sorge und seelischen Beklemmnis, welche ihn selber und die Familie erfüllte, griff er plötzlich auf eine Stunde zurück, in der sie über die Porträtskizze Adolfs, des Bruders, so herzlich und ernst über die Kunst gesprochen hatten. Mit der grübelnden Nachdenklichkeit eines Sterbenden erwog er den Plan, daß sie, wenn er nicht mehr sei, sich in München zur Künstlerin ausbilden solle, und rechnete und prüfte mit rührender Sorgfalt, ob sein

kleines Vermögen und eine Lebensversicherung für ihre Studien in München hinreichten, ohne daß die Mutter und Adolf an gerechtem Erbe verkürzt würden.

An einem nebeligen Herbstabend, als ihm der Atem schon furchtbar schwer ging, berief der rasch Zerfallende seinen Freund, den alten Lehrer, der schon sein Lehrer gewesen war. Er hatte eine lange Unterredung mit ihm, und erst nach schwerer Zögerung nahm der lebenserfahrene alte Mann, der den schwungvollen Gedankengängen des Vaters nicht ganz zu folgen vermochte, das Amt eines Sachwalters für ihren Aufenthalt in München an. Für den Vater war seine Zusage der Friede des Sterbebettes, und noch in den lodernden, rasch dahinjagenden Fieberträumen sprach er viel von ihren Studien in München und wie durch sie nun Wünsche und Traume wahr würden, die er an sich selber in seiner Jugend nicht habe verwirklichen können. Der Gedanke daran, daß sie nun Malerin werde, sei ihm eine milde Wegzehrung in den bitteren Tod. Vor den Menschen solle sie sich nicht fürchten, denn sein Geist wandle in allen Stunden schützend mit ihr.

Im Todeskampf noch baten seine stillen, glänzenden Augen, daß sie sich auf ihn niederneige. Seine abgezehrte, schon mit Schweiß bedeckte Hand legte sich mit leisem Drucke in die ihre, nur ihr noch verständlich, hauchte er: "Ich bin ruhig, Hilde. Du, meine liebe, liebe Künstlerin, du gehst einen guten Weg." – Nur noch ein Wort kam nachher von seinen Lippen: "In Gottes Namen!" Da brachen ihm die Augen.

Und auf den schicksalsvertrauenden Worten des Vaters sollte nun doch kein Segen liegen! Drei Jahre hatte sie mit dem heißen Herzblut der Jugend um die Erfüllung seiner gläubigen Hoffnung gekämpft. Nun war's zu Ende. Und sie hatte umsonst gekämpft. – Umsonst! – –

Hilde lief ihren einsamen Weg auf der waldigen Uferhöhe der Isar. Mit ihr liefen die Erinnerungen. Über das lief eingeschnittene Tal gespannt, erschimerte der luftige Bogen der Eisenbahnbrücke von Großhesselohe und auf den jenseitigen Ilferhügeln die rötlichen Dächer des Dorfes. Nein, so weit wollte sie nicht gehen, ihre knappen Geldumstände gestatteten ihr doch nicht, mit der Eisenbahn in die Stadt zurückzufahren. Nahe vor ihr aber lag das einem Bauerngehöfte ähnliche Waldgasthaus der Menterschwaige. Da wollte sie sich einen Kaffee und ein Brot gönnen und etwas ruhen.

Sie hatte den Ort seit dem Sommer nicht wieder gesehen. Damals war er umdrängt und umlagert von sonntäglichen, lebensfrohen Ausflüglerscharen aus der Stadt, jetzt herrschte ringsumher die Verlassenheit und Öde des kühlen Spätherbsttages.

Nicht doch! An der Tür stand ein Automobil. Wie aus einem Traum erinnerte sie sich, daß sie irgendwo unterwegs das Fahrzeug hatte herankommen hören und ihm ausgewichen war. Einbildung oder Wirklichkeit? Die nachtdunklen Augen eines außerordentlich fesselnden Männergesichtes und ein junges, auch sehr schönes Mädchenantlitz hatten aus dem Wagen rasch nach ihr geblickt.

3

Als Hilde in das Gasthaus trat, war der große Saal, der im Sommer den Gästen diente, ausgeräumt und nicht zur Rast zu benützen. Eine Magd mit aufgestecktem rotem Haar führte sie in ein hübsches Nebengemach.

Da saßen der Herr und die Dame aus dem Automobil, die prächtige Mäntel abgelegt hatten, und Hilde hatte das peinliche Gefühl, daß sie mit ihrem Eintritt und leichten Gruß eine zärtliche Liebesunterhaltung störe. Das Paar unterbrach einen Augenblick sein Geplauder und Gekose, und als sie in einer ziemlich entfernten Ecke Platz nahm, schaute es mit einer flüchtigen Neugier nach ihr. Doch im nächsten Augenblick gehörte es nur wieder sich selbst, trank sich über das üppige Abendbrot, das eben zu Ende war, lachend den Rotwein zu, wechselte ein Sprühfeuer von Blicken, von flüsternden Koselauten und küßte sich mit einem Freimut, der auch in der freien Gesellschaft Münchens vor anderen Gästen nichts Alltägliches ist.

Wohl Künstlersleute, die sich einen frohen Tag bereiteten!

Der Kaffee ließ auf sich warten. Das Gefühl Hildes sträubte sich gegen die unfreiwillige Zeugenschaft bei dem Getändel des verliebten Paares. Sie fühlte den Gegensatz zwischen dem leichtsinnigen Glück der beiden und ihrer eigenen ernsten Stimmung und sandte den Blick ins Freie. Die sinkende Sonne glühte über den Waldwipfeln, grellrote Buchengebüsche standen wie lohende Feuer. So reizvoll aber das Naturschauspiel war, sie mußte doch wie aus innerer Lockung von Zeit zu Zeit ein verstohlenes Auge nach den Liebesleuten wenden.

Ein schönes, anziehendes Menschenpaar! Der Mann besonders fesselte sie, eine hochgewachsene, etwa in der Mitte der dreißiger Jahre stehende Erscheinung mit einem kraftvollen Christushaupt ohne Süßlichkeit, im Gegenteil mit einer geheimnisvollen Wucht des Ausdrucks. Die Wucht lag vor allem in seinen zwingenden, tief dunkeln Augen und in der wunderbar edel gebauten Stirn. Der Stärke war aber die Milde zugesellt. Mit einer feinen Überlegenheit, einer jugendlich anmutenden Güte

erwiderte er wie in lässigem Spiel die Liebkosungen des übermütig glücklichen schönen Mädchens, das der verliebtere Teil der beiden zu sein schien.

Hilde war von den Augen und dem Antlitz des Mannes heimlich gebannt. Ein freier, großzügiger Mensch, über den nie ein Zwang gegangen war, ein Künstler wohl, der sich von den Gaben der Erde nur die schönsten nimmt! Das war ihr überraschender Eindruck. Sie erinnerte sich, daß sie der stolzen Gestalt mit dem geistvollen Gesicht, dem genial wirren Lockenhaar und zwanglos wallenden Bart schon in Schwabing und an der Ludwigstraße begegnet war, daß sie den ihr Fremden schon damals nach seiner gesamten Erscheinung, auch nach seiner elegant nachlässigen, schmiegsamen Kleidung für einen Maler oder Bildhauer gehalten hatte. Bei aller Kraft seiner Züge schien er ihr eine verwöhnte, überfeinerte Künstlernatur, die von Glück und Glanz umgeben war. So heute wieder. Wer er wohl war?

Seine dunkeln Augen waren aufmerksamer auf Hilde geworden, und unvermutet kam die Bestätigung seines Künstlertums. Indem er das Liebesspiel seiner Begleiterin mit einer sanften Handbewegung beruhigte, zog er sachte Bleistift und Blatt aus der Tasche und begann Hilde in tiefer Heimlichkeit zu zeichnen.

Sie merkte es aber doch. Sollte sie sich darüber freuen oder ärgern? Keines von beiden, gleichgültig wollte sie erscheinen, doch konnte sie ein Erröten über seinen Einfall nicht unterdrücken. Es war nicht das erstemal, daß sie gezeichnet wurde. Sie hatte es in der Stadt, auf der Bank einer Promenade oder selbst im Konzert, schon manchmal erlebt, daß Künstler, namentlich junge Künstler, sie ohne Anfrage aus einem Halbversteck als Modell für eine Skizze genommen hatten, und hielt es seither für ein freies Recht

der Kunst, abzubilden, was sich ihr eben aus der Wahl des Auges als Vorwurf bot. Sie entdeckte auch, wie vorteilhaft sie dem schon in seine Arbeit Vertieften als Halbprofil im Strom des Abendlichtes saß, das breit und golden in die Stube hereinflutete. Die überaus günstige Beleuchtung mochte ihn zu seinem Beginnen gereizt haben; jedenfalls wußte sie sich selber von jedem Dazutun frei.

Das rothaarige Wirtsmädchen brachte ihr endlich den Kaffee. Während sie das wohltuende Getränk schlürfte, was tun, als dem Zeichnenden stillehalten wie ein braves Kind und den scharf beobachtenden Strahl der magnetischen Augen über sich ergehen lassen? Lag eine kleine Unhöflichkeit in dem Einfall des Künstlers, dann war weniger sie die Betroffene als seine Begleiterin, von der er mit überraschender Plötzlichkeit die Teilnahme zu ihr hatte gleiten lassen.

Die junge Dame lehnte mit einem halb träumerischen, halb kindlich übermütigen Ausdruck wohligh neben dem Künstler, brannte sich eine Zigarette an und stieß mit den schwellend frischen Lippen den Rauch lässig von sich. Wenn sie einen stillen Unmut über das Beginnen ihres Begleiters empfand, so ließ sie das wenigstens nicht merken. Mit leichter Neugier betrachtete sie das entstehende Bildnis, und aus der Art ihres Sehens erriet Hilde, daß das anmutige Wesen keine Künstlerin war. Die jugendliche Gemahlin des Künstlers? – Nein! Junge Eheleute haben ja daheim die Gelegenheit, sich ihre Verliebtheit zu kunden. Sein Modell? Dafür sah das Mädchen in seinem geschmackvollen blautuchenen Rock zu gut aus, zeugte ihr Benehmen trotz ihres verliebten Sinnes und der leichtsinnigen Zigarette von zuviel Wohlanständigkeit und Selbstachtung.

Sie war wohl einfach die aus einem Münchner Bürgerhaus stammende, verliebte Freundin des Künstlers. Seine junge und schöne Freundin, sagte sich Hilde. Das Fräulein war nicht älter als sie. Zweiundzwanzig höchstens, von herrlichem Ebenmaß des Wuchses, jugendlich schwellenden Linien ohne Üppigkeit und einer reizend angenehmen Ausgeglichenheit der Bewegung. Auch ihr Antlitz mit den sonnig blauen Augen, dem feinen und offenen Schnitt und der samtene Frische durfte für schön gelten, aber neben der seelisch belebten Gestalt ihres Begleiters fehlte ihrem Wesen trotz der Anmut und der Lieblichkeit irgend etwas, vielleicht das tiefere Feuer des Temperaments oder das Gepräge einer feineren Bildung. Unmöglich, die junge Dame, wie gut sie aussah, auf die gleiche seelische Höhe zu stellen wie den männlich reifen Künstler. Zwischen den beiden mußte irgendeine verborgene Unebenbürtigkeit sein. –

Ehe Hilde ihre Betrachtungen zu Ende geführt hatte, war die kleine Erfrischung verzehrt.

"Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich aufbrechen muß", wandte sie sich an den Zeichner. "Ich gehe zu Fuß nach der Stadt und darf es nicht zu spät werden lassen."

Er lächelte verbindlich: "Und da bin ich auch beim letzten Strich. Ich danke Ihnen, Fräulein!"

Höflich kam er mit dem Blatt auf sie zu und wies ihr das vom Sonnenrot gestreifte Bild.

Hilde sprach kein Wort, ein aufleuchtender Blick der Überraschung streifte das Antlitz des ihr fremden Gastes. In den charakteristischen Linien der rasch und keck entstandenen Silberstiftzeichnung erkannte sie ihr wohlgetroffenes, durch einen seelischen Hauch belebtes